

FREI WIE DER JAGUAR

MIT DEM HUBSCHRAUBER
AN DEN RIO CONONACO

Um 6.30 Uhr, kurz nach Hellwerden und Einholen der Fluggenehmigung, starten wir vom Flughafen Quito. Nur langsam gewinnen wir mit dem voll beladenen Hubschrauber an Höhe. Im Tiefflug tuckern wir über die 2.800 m hoch gelegene Hauptstadt. In niedriger Höhe überqueren wir auch den Páramo und den 3.800 m hohen Gebirgsrücken 40 km südlich von Quito. Die Hühner der Hochlandindianer laufen aufgescheucht durcheinander, Hunde bellen, und die Indios stehen und schauen zu uns herauf, so tief fliegen wir. Die Sicht ist heute sehr gut, im Vergleich zum letzten Mal, wo es durch Nebel gefährliche Momente beim Überqueren der Ostanden gab. Dem Piloten wurde ein Höchstmaß an Können, aber auch eine gewisse Risikobereitschaft abverlangt.

Ab Ambato geht es dann in einem tief eingeschnittenen Andenquertal gen Osten, nach Shell Mera. Hier stehen 300 Gallonen Flugbenzin, aus Quito eingeflogen, die aber noch mit einer Militärmaschine nach Curaray gebracht werden müssen, dem Ausgangspunkt für meine Expeditionen. Nach kurzem Auftanken, auch einige Reservekanister wurden zugeladen, geht es zum Militärcamp Curaray, etwa 70 Grad in Richtung Rio Cononaco.

Wieder ein banges Fragen: Wo werden die Huaorani diesmal zu finden sein? Durch dauernden Wechsel ihres Wohnsitzes weiß ich nie, in welche Richtung sie weitergezogen sind. Ungezählte erfolglose Expeditionen und viele Überraschungen waren für mich die Folge. Dennoch werden sie schon auf meinen Besuch warten, allein wegen der vielen neuen Sachen, die ich jedesmal mitbringe.

Heute liegt die braune Lichtung direkt vor uns. Nicht immer ging es so glatt! Doch als ich gerade einen Fallschirm abwerfe, bemerke ich, daß das Flugzeug im langsamen Kurvenflug abzuschmieren beginnt, und nur mit Mühe gelingt es dem Piloten, die Cessna wenige Meter über den Baumkronen abzufangen. Oberst Espinosa meinte bei einem späteren Überflug: „Hier wären wir das letzte Mal beinahe geblieben“. Jeder von uns spürte die Gefahr, aber keiner sprach auch ein Wort. Damals waren wir lediglich unterwegs,

um die neuen Wohnplätze dieser Gruppe ausfindig zu machen, denn eine Landung mit der Cessna wäre nicht möglich gewesen.

Ende der siebziger Jahre verließ die Ölfirma „Anglo“ die Urwaldpiste am Rio Cononaco, von wo aus die Flugzeuge starten. Hier standen unzählige Baracken und die Wirtschaftsgebäude. Über dem breiten Fluß befand sich ein Pavillon mit einer Bar, wo eisgekühlter Whisky floß.

Nach Abschluß der Arbeiten blieben Eisenrohre, Blechdächer, Betonfundamente der Wirtschaftsgebäude und vor allem die feste Flugzeuglandebahn zurück. Aber schon bald danach besiedelten die Huaorani dieses Gebiet und bauten aus dem Zurückgelassenem ihre Hütten. Auf der Start- und Landebahn hatten die Ölsucher soviel Unkrautvertilgungsmittel gestreut, daß heute nach über 25 Jahren noch immer nichts wächst, nur von den Längsseiten her versuchen Schlingpflanzen die Urwaldpiste zu vereinnahmen, doch mit Hilfe der Huaorani konnte ich „meine“ Busch- Landebahn bis heute benutzbar halten. Ständig müssen die Schlingpflanzen zurückgeschnitten und in der An- bzw. Abflugschneise die zu hoch gewachsenen Bäume gefällt werden. Seitvielen Jahren benutze ich nun diese Urwaldpiste und ziehe, wenn die Huaorani nicht in unmittelbarer Nähe anzutreffen sind, von hier aus in Einbäumen zu ihnen weiter. In ein bis zwei Kanu-Tagesfahrten stromaufwärts gelang es mir meistens, ihre Siedlungen zu erreichen, mußte aber jedesmal vor dem Landen ihre Wohnplätze aus der Luft auskundschaften. Hatte ich dann meine kleinen Fallschirme abgeworfen, war ich sicher, daß sie mich an der Piste abholen. Ich lud mein Gepäck aus, schickte die Maschine zurück und wartete auf das Eintreffen meiner Urwaldfreunde. Hier leben sie heute noch frei wie der Jaguar und denken nicht daran, ihren Busch mit der Zivilisation zu vertauschen.

Heute aber heißt es: Rundflug mit dem Helikopter, Fallschirmabwürfe und Landung. Sofort nähern sich die nackten Gestalten und sind beim Entladen behilflich. Dabei ahmen sie ständig meine Worte nach und wiederholen alles, was ich sage mit erstaunlicher Leichtigkeit. Deutsch als Fremdsprache! Außerdem halten die nackten Männer ihre Hände so, als steckten sie diese in Hosentaschen, und das sieht lustig aus. Sie scheinen auch in besonders guter Laune

zu sein, freuen sich über den Besuch und auf die Geschenke. Da versucht doch tatsächlich ein Huaorani mit einem kleinen Chontaholz mein Ohrläppchen zu durchbohren. Ich soll Ohrpflocke aus Balsaholz tragen. Sein Ansinnen halte ich zunächst für einen Scherz, mußte aber sehr bald feststellen, daß es durchaus ernst gemeint war. Es fällt mir nicht leicht, ihn von seinem Vorhaben abzuhalten. So muß ich die Ohrpflocke mit Chambirafäden um meine Ohren wickeln, was mir doch angenehmer erscheint. So denken sie sich immer etwas Neues aus. Man darf sie nur nicht vor den Kopf stoßen, sondern muß möglichst jeden Unsinn mitmachen.

Die Huaorani wissen genau, daß ich in meinem Gepäck noch Überraschungen bereithalte. Heute möchten sie gerne wissen, was sich in diesem kleinen, braunen Beutel befindet. Sie wagen jedoch nicht, ihn anzurühren. Als ich daraus ein kleines „Haus“ hervorzaubere, ist das Staunen groß. Woher sollten sie auch ein Zelt kennen? Es wird sofort besetzt, denn jeder muß einmal hinein. Ähnliches Aufsehen erregt meine Luftmatratze. Auch sie ist nach Aufblasen immer belegt, und man will wissen, wem ich sie mitbringe. Die Hennen, die ebenfalls als Luftfracht mitkamen, interessieren sie weniger. Den Gockel von früher habe ich noch immer nicht gesehen. Allenfalls muß das nächste Mal ein neuer her. Vielleicht konnte er nicht mehr richtig krähen. Als ich danach frage und einen Hahn nachmache, zeigen sie mir, daß er im Kochtopf gelandet war!

Bald nach Einbruch der Dunkelheit versammeln sich alle am offenen Feuer. Mein süßer Tee muntert die Gesellschaft auf, und sie kommen nicht zur Ruhe. Immer wieder stimmen sie neue Gesänge an. Cope, die mit ihren Kindern in der Hängematte sitzt, beginnt zu singen, und alle lauschen: „Mein Mann ist losgezogen, er baut ein Haus, bald muß ich gehen, um ihn zu treffen. Ich muß ihn umarmen und lieb haben, denn er war lange Zeit fort. Wenn ich ihn treffe, bin ich glücklich.“

Nach kurzer Nachtruhe beginnt einer zu schwatzen, während er das Feuerchen schürt. Da ihm keiner antwortet, weckt er jemanden, mit dem er sich dann unterhalten kann. Nach einer Stunde Plauderei stehen beide auf und verlassen mit ihren Blasrohren das Sippenhaus. Es beginnt langsam zu tagen.

4.

Ganz früh kommt Miñemu und zeigt mir eine tiefe Wunde am Fuß, die sie sich gestern beim Sammeln von Chambirablättern zugezogen hatte. Die Wunde wird gereinigt, etwas mit Antibiotika- Pulver bestreut und verbunden. So kann ich ihr helfen, und zur „Schmerzlinderung“ schenke ich ihr einen Beutel Reis.



Meine Urwaldpiste am Rio Cononaco, umgeben von Primärwald. Nach Abzug der Ölkompagnien siedelten hier die Huaorani.



Yatahue, Apa, Ginkahue mit anderen bewundern mein Zelt.